

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 100 (1974)

Heft: 34

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

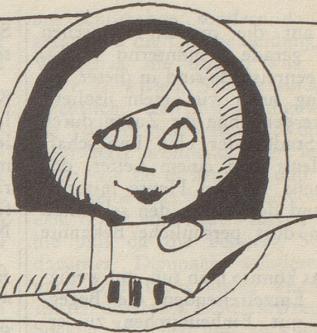
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Meine Freundin Françoise

Nämlich Françoise Giroud.

Sie wäre sicher bass erstaunt, denn ich kenne sie nicht persönlich, und sie weiss nichts von meiner Existenz.

Ich kenne sie aber schon lange aus ihren Büchern und aus der in Paris erscheinenden Wochenschrift «L'Express». Also: besser, gescheiter und mutiger geht's nicht mehr.

In letzter Zeit hat man auch bei uns von ihr gehört und in den Gazetten gelesen. Und man wird wohl in Zukunft noch viel von ihr hören, hoffe ich.

Giscard d'Estaing hat ihr eben das «Staatssekretariat für die Stellung der Frau» übertragen, das sie beim ersten Mal, anfangs Juni, aus verschiedenen Gründen, nicht annehmen konnte. Jetzt scheinen die Hindernisse überwunden zu sein. Giscard hat sich als grosszügig erwiesen, denn Françoise Giroud war vehement für die Wahl Mitterrands eingetreten. Zur Grosszügigkeit kommt vielleicht auch, dass der Präsident die hohen Qualitäten dieser Frau zu schätzen weiss, dass sein Premier ihm diese Kandidatur angelegentlich empfahl und dass sich Giscard d'Estaing auf eine sehr bescheidene Mehrheit stützen muss.

Die neue Staatssekretärin – die vierte Frau in der Regierung Frankreichs – ist von einer seltenen Unbeirrbarkeit und sie ergreift bei allen Problemen und Konflikten Partei. Die Herren werden es mit ihr nicht immer leicht haben. Sie mit ihnen auch nicht. Den Journalisten, die sie nach der Ernennung interviewt haben, gab sie den Bescheid: «Für mich hat sich nichts geändert», was wohl vor allem besagen will, dass sie sich nicht geändert hat, noch ändern wird.

Und kaum ernannt, hat die Staatssekretärin eine Erklärung von Stapel gelassen, die nach ihrer Meinung (und nach der vieler anderer Frauen) ebenfalls zur «Stellung der Frau» gehört, nämlich mit einer sehr energischen Stellungnahme gegen die Grands Couturiers und ihre Lebensfremdheit. Sie trügen, sagt Madame Giroud, der heutigen Zeit überhaupt nicht Rechnung mit ihren sehr kostspieligen und unsinnigen Modellen. (Die Wintermodelle werden zurzeit vorgeführt.) Sie ist ferner der

Meinung, dass bei vielen Frauen, die gerne der Mode folgen würden und es der für sie (oder ihre Männer) unerschwinglichen Preise wegen nicht können, Komplexe erzeugt werden. (Man nennt das jetzt Frustration.)

Mir entlocken allerdings die also Frustrierten keine Zähren. Es ist auch nicht das einzige, das sich zum Thema sagen lässt. Ich kenne Frauen, die sich Modelle leisten könnten und es bleiben lassen, wenn ihnen eine Mode missfällt.

Aber Madame Giroud, die, wenigstens jetzt, sicher zu denen gehört, die es sich leisten könnten, erklärt deutlich, sie werde die neue Mode *nicht* mitmachen. Also auch eine Frau, die nicht wallen wird. Aber sie wird auch nicht frustriert sein.

Sie hat schon früher im «Ex-

press» in diesem Sinne geschrieben, aber da war sie eben blass eine Journalistin, wenn auch eine gescheite und schöne, zwei Eigenarten, die an sich in Frankreich sehr geschätzt werden. Jetzt aber kommt dazu noch ihre hohe Stellung im Staate. Vielleicht schlöttern die Couturiers jetzt doch ein bisschen. Vielleicht werden sie sich auch männlich-stählern erweisen, wie sie halt so sind.

Françoise Giroud aber wird einmal mehr unerschüttert ihrer Wege gehen.

Bethli

Touristen in der Stadt

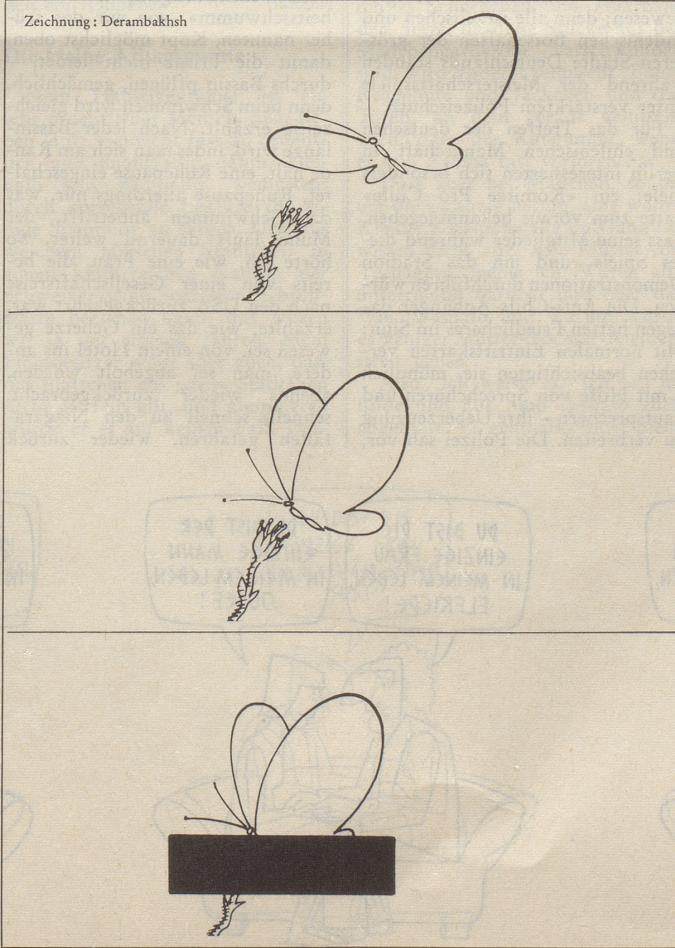
Man sieht sie an einer Strassencke stehen und im Stadtplan lesen, den Alpenkranz bewundern oder aufmerksam das Münsterportal betrachten. Es gibt noch welche, die

zu zweien oder allein kommen; manche wirken sympathisch, man würde ganz gerne ein paar Worte mit ihnen wechseln, und vielleicht würde sich ein Gespräch daraus ergeben. Ich denke an eigene Reiseindrücke in fremden Städten: Man hat sich redlich bemüht, die Stadt kennenzulernen, man hat ihre Gassen durchwandert und ihre Schönheiten gebührend zur Kenntnis genommen, und doch ist sie einem fremd und irgendwie gleichgültig geblieben. Um sie besser zu kennen, müsste man hinter ihre Fassaden blicken können, und das ist wiederum nur möglich, wenn einen Menschen dahin führen, die dort leben. Was aber tut der Reisende in einer wildfremden Stadt, um zu diesem Ziele zu kommen? Er kann ja nicht gut einen Vorrübergehenden anreden und sagen: «Sind Sie von hier? Kann ich Sie heute abend in Ihrer Wohnung besuchen?» Nicht jeder hat das sichere Flair des Reporters, das derartige erste Kontakte erleichtert. Und doch habe ich mir in solchen Lagen schon oft gesagt: Ganz gewiss gibt es in dieser Stadt einige hundert Menschen, mit denen ich gerne einige Stunden verbrachte, deren Lebensweise mich interessieren würde und deren Sorgen vielleicht auch meine Sorgen sind. Warum können wir nicht zusammenkommen?

Jugendliche haben da ein besseres System; meistens führen sie ein Verzeichnis mit sich, in dem Adressen von Verwandten oder Bekannten der Freunde ihrer Freunde verzeichnet sind, und sehr oft kommen sie an diesen Adressen auch ohne weiteres unter oder werden an andere weiterverwiesen. So lernen sie tatsächlich manchmal «Land und Leute» kennen, was den Hotelgästen versagt bleibt. Sie wechseln vielleicht ein paar Worte mit dem Zimmermädchen oder dem Kellner, die nur noch selten zu den Einheimischen gehören; andere Kontakte mit der Bevölkerung beschränken sich höchstens auf den Souvenirkauf, den Geldwechsel oder eine Auskunft am Bahnschalter. Und das ist herzlich wenig für einen, der hergekommen ist, eine Stadt kennenzulernen.

Ob sich auf dem Land Gespräche leichter anbahnen, möchte ich eigentlich bezweifeln; bei uns jedenfalls ist man – außer vielleicht in Kurorten – Fremden gegenüber zurückhaltend und eher einsilbig,

Zeichnung: Derambakhsh



was auf die meisten Menschen nicht gerade ermunternd wirkt. Gruppenreisende sind in dieser Beziehung noch viel mehr isoliert. Sie werden ohne ihr Zutun durch eine Stadt oder eine Landschaft geschleust von einem Leiter, den sie meist von zu Hause mitbringen und der nur in den seltensten Fällen dort persönliche Bekannte hat.

Was könnte man tun, um wenigstens Einzelreisenden die Begegnung mit Einheimischen zu erleichtern? Ich sehe eigentlich nur eine Möglichkeit, nämlich die, dass man versucht, selber weniger gestaltig zu tun, und mit Touristen zu reden anfängt. Manchmal ergeben sich ganz natürliche Gelegenheiten dazu, etwa in Geschäften oder Restaurants, selbst bei sprachlichen Schwierigkeiten. Es braucht ja nicht gerade eine lebenslängliche Freundschaft daraus zu entstehen, und höfliche Einladungen der Gegenseite braucht man u. U. nicht schon beim ersten Mal als dringliche Aufforderung zu betrachten.

Touristen, die in einer Stadt von Einheimischen freundlich und unaufdringlich ins Gespräch gezogen werden, werden diese Stadt als weniger fremd in Erinnerung behalten. Und vielleicht werden sie's bei sich zu Hause auch ausprobieren und ab und zu mit einem Fremden reden. So würde der Tourismus wenigstens etwas von dem verwirklichen, was er immer wieder verspricht: die Menschen einander näherzubringen. Nina

Siegesrausch

Ganz zufällig habe ich bei den Jungen die Tagesschau gesehen und gehört, wie in Holland und Deutschland die Fussbälleler daheim empfangen wurden. Was sich da die Deutschen geleistet haben, geht meiner Meinung nach über die Hutschur. Oder bin ich überempfindlich? «Holland tot» konnte man auf Transparenten lesen, und sogar etwas wie einen Sarg trugen sie in dem Umzug mit. Ich finde das im höchsten Grade geschmacklos, gelinde ausgedrückt. Gerade gegenüber Holland wäre an ihrer

Stelle mehr Takt am Platz gewesen.

Bis heute habe ich noch keine Kritik über diese Entgleisung gelesen oder sie dann übersehen. Vielleicht aber bin ich wirklich zu altmodisch, um einen solchen Siegesrausch zu verstehen, nur weil zufällig ein Ball einmal mehr ins Netz flog. Anni

Jawohl, Anni. Gerade gegenüber Holland – und noch ein paar Ländern.

Bethli

Sport ist unpolitisch

Ich interessiere mich kaum für Sport, für Fussball schon gar nicht; und doch ertappte ich mich kürzlich dabei, wie ich einen Artikel über die Fussballweltmeisterschaften in München las. Da vernahm ich zum Beispiel, dass Hunderte von Polizeileuten wenige Stunden vor der Eröffnungszeremonie das Stadion bis in die entlegensten Winkel nach Sprengkörpern durchsucht hatten. Eine andere Nachricht stammte aus Hamburg: Zwei verdächtige Araber wurden festgenommen und gestanden, die Ankunft einer Terroristengruppe erwartet zu haben, mit der sie dann gemeinsam Terrorakte gegen verschiedene Stadien geplant hätten. Bei dieser Gelegenheit hätten sie sich auch mit den Flugzeugen der «El Al» und mit der israelischen Botschaft in Bonn beschäftigt. Wie die Zeitung berichtete, wäre dieses Vorhaben wahrscheinlich erfolglos gewesen; denn alle israelischen und chilenischen Botschaften der größeren Städte Deutschlands standen während der Meisterschaftsspiele unter verstärktem Polizeischutz.

Für das Treffen der deutschen und chilenischen Mannschaft in Berlin interessierten sich besonders viele: ein «Komitee Pro Chile» hatte zum voraus bekanntgegeben, dass seine Mitglieder während dieses Spiels rund um das Stadion Demonstrationen durchführen würden. Die Anti-Chile-Anhänger dagegen hatten Friedlicheres im Sinn: Mit normalen Eintrittskarten versehen beabsichtigten sie, mündlich – mit Hilfe von Sprechchören und Lautsprechern – ihre Ueberzeugung zu verbreiten. Die Polizei sah vor,

sie vorsichtshalber auf der Tribüne mit einer Seilspanne von den übrigen Zuschauern abzutrennen. Die Sache war so verheissungsvoll, dass sich französische, amerikanische und englische in Berlin weilende Alliierte sowie der sowjetische Generalkonsul entschlossen, dem Spiel beizuwohnen.

Schlimmes sah man für den sportlichen Kampf zwischen der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik voraus. Anhänger der Baader-Meinhof-Gruppe hatten schon vor Monaten wissen lassen, dass sie von einem Helikopter aus Geschosse auf das Spielfeld abwerfen würden. Die deutsche Luftwaffe war daher mit ihren Starfighters an zwei Standorten einsatz- und abwehrbereit.

Bei allem Lesen erinnerte ich mich daran, dass ich eigentlich für Sport nichts übrig habe, und legte diesen Beitrag beiseite, um mich einem Artikel über das politische Tagesgeschehen zuzuwenden. Eva

Sommerferien zu Hause

Herrlich ist es in der Ferienzeit zu Hause. Man findet wieder Parkplätze in der Stadt. Schön ist's ausserdem im Gartenbad. Das nachmittägliche Treffen mit der Freundin findet bei vielen Frauen jetzt im Bad statt und nicht mehr im Tea-room. Man sieht immer wieder, wie zwei oder mehrere Frauen einträchtig im «Gesundheitsschwumm», wie wir das früher nannten, Kopf möglichst oben, damit die Frisur nicht leidet, – durchs Bassin pflügen, gemächlich, denn beim Schwimmen wird gleichzeitig erzählt. Nach jeder Bassinlänge wird, indes man sich am Rande hält, eine Ruhepause eingeschaltet, Ruhepause allerdings nur, was das Schwimmen anbetrifft, der Mund läuft dauernd weiter. So hörte ich, wie eine Frau, die bereits von einer Gesellschaftsreise nach den USA zurückgekehrt war, erzählte, wie das ein Gehetzte gewesen sei, von einem Hotel ins andere, man sei abgeholt worden, abends wieder zurückgebracht, schnell, schnell zu den Niagarafällen gefahren, wieder zurück

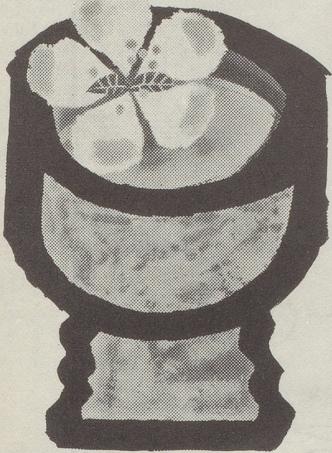
nach New York ins Hotel, sie habe nicht einmal Zeit gefunden, in eines der New Yorker Warenhäuser zu gehen, immer sei man auf der Fahrt gewesen, und abends seien die grossen Warenhäuser geschlossen. Nur eine Frau versteht diese Tragik in ihrem ganzen Ausmass, in New York sein und keinen Fuss in Gimbel's, Macys oder Bloomingdales setzen! Haben denn diese Reisebüros kein Einfühlungsvermögen in die weibliche Psyche? Das grenzt ja an mental cruelty, finde ich. Da lobe ich mir die Ferien zu Hause, da kann ich mir sogar einen Bummel durch die Ausverkäufe leisten, wenn das Wetter einmal schlecht ist und ich nicht dem Gesundheitsschwimmen im Gartenbad frönen kann. Hege

Freuden der Pflicht? Es geht aber auch anders

In meinem Beruf habe ich viel sowohl mit alten Leuten als auch mit ihren Töchtern zu tun. Ich habe deshalb den Aufsatz von Nina in Nr. 28 mit Interesse gelesen. Aber, liebe Nina, wozu sind denn die ledigen Frauen da, wenn nicht, um ihre Eltern zu pflegen? Sie haben ja keine Sorgen. Ihre Berufarbeit strengt sie nicht an, da es sich weder um Männer- noch um Hausfrauenarbeit handelt. Ihr Chef trägt sie auf den Händen (oder sogar auf den Knien!), die übrigen Mitarbeiter bewundern sie. Den Feierabend dürfen sie mit Kochen und Aufräumen zubringen. Zum Posten, Putzen, Waschen, Bügeln, Flicken usw. steht ihnen ein ganzer freier Samstag zur Verfügung (manchmal allerdings nur ein halber). Sie fristen nur ein Schmarotzerdasein auf Kosten der Gesellschaft. Deshalb hat Väterchen Staat ganz recht, wenn er von ihnen mehr Steuern und Sozialabgaben verlangt als von kinderlosen Witwen, die dank Witwenrente mit Halbtagsarbeit ein gleichhohes Einkommen wie sie realisieren. Es ist auch nur billig, wenn sie sich für ihre Eltern aufopfern und nachher ohne Lebensinhalt – und oft auch ohne genügend finanzielle Mittel – dastehen.



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet

Es geht aber auch anders: Gade weil er es nicht als meine Pflicht betrachtete, zog ich vor 20 Jahren nach dem Tod meiner Mutter zu meinem Vater. Liebe Verwandte nahmen es mir zwar übel, dass ich vorerst einer Teilzeitarbeit nachging. Dass die Rente meines Vaters kaum für zwei reichte, und wie ich nach seinem Tod wieder meine Berufssarbeit aufnehmen sollte, interessierte sie wenig. Nach ihrer Ansicht hatte ich als gute Tochter zu Hause zu bleiben. Glücklicherweise dachte mein Vater nicht so. Wir teilten uns in die

Hausarbeit, und seit Jahren arbeite ich voll, während sich mein Vater zu einem ausgezeichneten Koch entwickelt hat. Dass er mit seinen fast 90 Jahren noch körperlich und geistig sehr rüstig ist, schreibe ich nicht zuletzt dem Umstand zu, dass er noch einen Lebensinhalt hat, für jemanden sorgen muss – oder darf, und dass ihm die Gelegenheit fehlt, einen Altersegoismus zu entwickeln.

Freilich war die Anpassung nicht leicht. Ich war damals bereits über dreissig und nicht gewillt, meine Selbständigkeit aufzugeben. Es gab manche heftige, oft lautstarke Auseinandersetzung, bis mein Vater begriff, dass ich kein kleines Kind mehr, sondern eine erwachsene Frau war, und dass er in meinem Alter auch nicht mehr in allen Dingen seinem Vater gehorcht hatte. Aber ich bedauere diese Auseinandersetzungen nicht. Wir haben uns gegenseitig abgeschliffen, und das Vater-Kind-Verhältnis hat sich allmählich in ein partnerschaftliches gewandelt. Der Tod meines Vaters wird mich einmal schwer treffen. Aber ich habe mir genügend Freiheit bewahrt, um ein eigenes Leben leben zu können. Leider scheuen viele Töchter eine derartige Auseinandersetzung mit ihren Eltern. Ihnen möchte ich einen Ausspruch meines Vaters wiederholen: «Wenn zwei Menschen immer gleicher Meinung sind und nie streiten, ist einer von beiden ein »Dubel!» Salome

halb abonniert er auch keine andere Tageszeitung, sondern kauft sie täglich an einem entfernten Kiosk, wo ihn niemand kennt, und steckt dann das ominöse Blättchen zwischen die Seiten der geigenen Presse. Ab und zu verrutscht sie dann ein wenig, und man sieht ihn heimkehren mit Zeitungspapier unter dem Arm, wobei verräterische knallrote Balkentitel aus dem dezenten Schwarz herausragen. Nun war neulich Papier-sammlung der Schulen, und man konnte alte Zeitungen, zum Abholen bereit, gebündelt vor der Haustüre aufschichten. Auch mein Haus-eigentümer wollte die unterdessen etwas abgestandenen Sensations-nachrichten loswerden, und er fand auch hier wieder die dezente Lösung. Nachdem die Zeitungen geschichtet und gebündelt waren, musste das verdächtige Knallrot doch noch stören zum Vorschein gekommen sein. Also hatte er den oberen Teil schön mit Packpapier umkleidet. Merke: Blick war dabei, aber geschützt. Oder mit andern Worten: Der Schweizer will seine Sensatiönl, aber er hat wenigstens ein schlechtes Gewissen dabei.

mara

Kleidertausch

Alles, aber auch alles war schon einmal da. Man weiss es. Auch dass kleine Mädchen ihre Kleider tauschen ist nicht neu, hat es schon immer gegeben. Zu meiner Zeit waren es Schürzen und Haarbänder. Jetzt, da diese Stücke aus der Mädchengarderobe verschwunden sind, wird anderes getauscht. Bunte Regenhüte und Jäckchen und das Täfeli, an dem gerade gelutscht wird, oder der Kaugummi, wenn er sein Aroma fast verloren hat.

Dass aber bei Mädchen, so bis um die zwanzig herum, eine wahre Kleiderautauschwelle im Gang ist, wissen nicht alle. Alle Mütter von Teenagern, meine ich. Waren alle unterrichtet darüber und über das Wie, Weshalb und Warum würde es weniger Mütter-Töchter-Kleiderstreit geben.

Also, ich weiss es. Ich bin im Bilde und auf- und deshalb auch abgeklärt. Es geht also nicht mehr

um Schürzchen, sondern da wird getauscht: die Oberbekleidung plus Wollschal, die Böden, was, man sollte es wissen, Schuhe sind, gelegentlich, weil mehr abgewetzt, die Tschins und, wenn in Wohnge-meinschaft wohnend oder lebend (oder wie sie es nennen) und meistens keine Waschmaschine vorhan-den, dafür eine liebe Mutter, auch hie und da die besseren Stücke darunter. Demnach wunderte ich mich auch nicht mehr, wenn in-mitten unserer Wäsche «artfremde» Socken, Höschen und zu kurz geratene Pullöverchen und Blüschen hängen. Dem Blicke ungewohnte Böden, die unter meinem Tisch baumeln oder scharren und der vorher noch nie gesehene Mantel in der Garderobe, irritieren mich nicht. Es kann auch vorkommen, dass mir unterwegs ein Mädchen begegnet, (meistens sind es bekann-te Gesichter) und mich aus von mir eigenhändig gestricktem Pulli (Ausschnitt) keck anlächelt. Er gefällt wenigstens, denke ich und schmunzle. Oder ich glaube von weitem eine meiner Töchter zu se-hen, kenne ich doch den unmöglichen Mantel, plus komischer Mütze, um beim Näherkommen ent-täuscht festzustellen, dass es eine der Tauschpartnerinnen ist, die da unbeschwert daherkommt. Nun, was soll's. Eine andere Mutter sieht meine Tochter in ihrer Tochter Jacke, und vielleicht flickt diese Mutter auch meiner Tochter verlöcherte Socken, wie ich auch die Knöpfe von ihrer Tochter Bluse annähe.

Mütter, lasst euch von euren Töchtern einweihen in das Myste-rium des Tausches. Seid tolerant und drückt ein Auge zu, vor allem, wenn einmal ein Kleidungsstück verschwindet; ein anderes wird da-für auftauchen. Ansonsten könnten ich euch einen Tip meiner kleider-tauschenden Nachkommenschaft weitergeben: Brockenhäus. Nir-gends sonst können sie sich billiger und phantasievoller einkleiden. Besonders bei magerem Taschengeld oder kleinem Stiftlohn. Also dann – es lebe der Tausch! Er bringt Überraschungen, Abwech-slung und Farbe ins Haus. R M

